

alliteraverlag

JOURNAL
für die Frau

BOD™

Damit hatte die Redaktion von JOURNAL FÜR DIE FRAU nicht gerechnet: Der Aufruf »Haben Sie das Zeug zur Autorin und die zündende Idee für eine tolle Kurzgeschichte?« weckte die Schreiblust vieler Leserinnen. Ergebnis: über 700 Einsendungen zum gestellten Thema »Herzflattern«, darunter viele wunderbare Storys – anrührende, komische, spannende.

Die Endauswahl fiel der hochkarätigen Jury, bestehend aus der Autorin und Lyrikerin Frederike Frei, der Bestseller-Autorin und JOURNAL-Kolumnistin Amelie Fried, der Journalistin und Autorin Heike Gätjen sowie der Kulturredaktion von JOURNAL und BoD™, schwer, musste aber getroffen werden. Das Endergebnis halten Sie mit diesem Buch in Händen: die zwölf besten Geschichten. Ein herrlicher Unterhaltungs-Mix für entspannende Lesestunden.

Ihre Redaktion
JOURNAL FÜR DIE FRAU
und BoD™

Herzflattern

Zwölf Kurzgeschichten um Liebe, Lust und Leid

aliteraverlag

Der Allitera Verlag ist ein BoD™-Verlag der Buch & medi@ GmbH, München. Dieser Verlag publiziert ausschließlich Books on Demand in Zusammenarbeit mit der Books on Demand GmbH, Norderstedt, und dem Hamburger Buchgrossisten Libri. Die Bücher werden elektronisch gespeichert und auf Bestellung gedruckt, deshalb sind sie nie vergriffen. Books on Demand sind über den klassischen Buchhandel und Internet-Buchhandlungen zu beziehen.

Weitere Informationen über den Verlag
und sein Programm unter: www.allitera.de

Januar 2002

Allitera Verlag

Ein BoD™-Verlag der Buch & medi@ GmbH, München

© 2002 für die Anthologie: JOURNAL FÜR DIE FRAU

© 2002 der Einzelbeiträge bei den AutorInnen

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst unter Verwendung

einer Illustration von Detlef Kellermann

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 3-935877-23-4

Inhalt

Seerosen-Suppe <i>Von Katrin Klatt</i>	7
Stehblues. Revisited <i>Von Gisa Klönne</i>	14
Allerlei verstrickte Umstände <i>Von Rebecca Budesheim</i>	21
Der letzte Mord <i>Von Nicole Müller</i>	38
Lichtscheu <i>Von Alexa Schulz</i>	51
Eine etwas weniger direkte Verbindung <i>Von Oliver Hahn</i>	54
Ist Liebe heilbar? <i>Von Anja Steinhardt</i>	64
Liebe macht nass <i>Von Wolf-Ingo Härtl</i>	71
Die Panne <i>Von Angelika Ziegler</i>	82
Sugar <i>Von Julia Heinrich</i>	90
Seidenlaubenvogel <i>Von Antje de la Porte</i>	108
Hannahs Geheimnis <i>Von Yvonne Roche-Harth</i>	112

Seerosen-Suppe

Von Katrin Klatt

Ich bin eine Verräterin.

Meine Geschwister machen nicht auf. Sie haben sich im Haus verschanzt. Wie sie nachts wohl schlafen? Abwechselnd? Und was sie wohl essen ...

Der Mann, der sich mir als Leiter der Einsatzgruppe vorgestellt hat, nickt mir zu. Wie einem Kasper im Puppentheater, der endlich das Krokodil besiegen soll. Dem man lange genug zugeredet und applaudiert hat. Der das Publikum nun nicht enttäuschen soll. Selbst wenn er das Krokodil liebt, als wäre es ein Stück von ihm selbst.

Ich habe sechs Geschwister. Eine Mutter habe ich auch, aber sie ist im Gefängnis. Sie soll uns vernachlässigt haben. Ich war in der Berufsschule, als sie sie abholen kamen. Als Mutter aus dem Haus geführt wurde, wussten meine Brüder und Schwestern wohl genau, was mit ihnen passieren würde. Sie müssen dann sehr schnell reagiert haben. Das Jugendamt kam mit einem VW-Bus für mindestens acht Personen, schon zwanzig Minuten später. Zeit genug, um Vaters alte Schrotflinte aus der Kammer zu holen, die Fensterläden zu verrammeln und die Kleinen zu instruieren. So muss es wohl gelaufen sein.

Ich war achtzig Kilometer weit weg, wusste von nichts und konnte auch nichts tun, als ich es abends in der Tagesschau sah. Das Drama mit den verbarrikadierten Kindern. Mutter konnte noch weniger tun. Und Vater noch weniger als nichts. Nichtstun kann so verschieden sein.

Dann kriegten Sie mich, als ich versuchte, zu meinen Geschwistern ins Haus zu kommen. Ein nervöser Polizist hatte gerade Friedrich erschossen, einen unserer fünf Hunde. Seitdem sind vier Tage vergangen. Und seit gestern hat der Einsatzleiter einen Gesichtsausdruck, der eine Spur von Triumph unter seiner ernsten, angestregten Haut erkennen lässt. Er weiß, dass

ich seinem Druck nicht mehr lange standhalten werde. Dem gelangweilten Herumstehen seiner Männer. Ihrem vorwurfsvollen Schweigen. Einfach der Anwesenheit von zwanzig Polizisten. Und er weiß auch, dass er nicht drängeln muss. Ich werde hineingehen und mithelfen, meine Geschwister auf Heime und Pflegefamilien zu verteilen wie herrenlose Tiere.

Ich komme von der falschen Seite.

Sie packen hier ihre Brötchen aus. Brotbüchsen aus Aluminium, einer großen Stulle nachgebildet, scheppern, bis sie auf grünem Uniformstoff abgestellt werden. Die Männer essen Salami und Mortadella, Mett- und Blutwurst. Sie kauen ihr Essen wie eine verdiente Pausenstärkung. Ich verstehe sie nicht. Ich weiß nicht, was sie hier machen. Und ihre Stullen kommen mir vor wie eine verdiente Strafe.

Wenn Vater uns belegte Brote gemacht hatte, liefen die Kleinen mit glänzenden Augen durchs Haus. Dabei war am Geruch nicht zu erraten, womit er das selbst gebackene Brot belegen würde. Vaters Traum war es, einmal nach Dänemark zu fahren und sich dort von der Smörrebrød-Meisterin Ida Davidsen in ihre Kunst einweihen zu lassen. Ich glaube, wenn er die DDR denn tatsächlich gehasst hat, dann, weil sie ihm den Weg nach Kopenhagen versperrt hatte. Die Mauer nach Westen war ihm egal. Sie existierte für ihn nur in Zeitungen und auf Briefmarken.

Wir Kinder kannten spätestens mit unserem vierten Geburtstag alle die Geschichte von Idas Uropa Oscar, der für ein kleines Kopenhagener Lokal das Schankrecht bekommen hatte. Das war 1888 – und wir Kinder begriffen, dass es eine traurige Zeit gewesen sein musste, denn das Smörrebrød war noch nicht erfunden. Der schlaue Oscar arbeitete aber bereits zielstrebig an seiner Idee: Um mehr Bier und Schnaps absetzen zu können, wollte er bei seinen Gästen für eine solide Magengrundlage sorgen. Doch die Küche war winzig, es gab kaum genug Platz für die Köchin darin. Und so ließ er dort Graubrotstullen schmieren. Gut gebuttert und mit immer wieder neuen, immer wieder himmlischen Belägen garniert, rutschten die Schnitten in die Bäuche der Kneipengäste und begründeten den Ruhm des dänischen Smörrebrödes.

Ich habe nie verstanden, wie Vater an Kaviar und Lachs, Sternfrüchte und Roastbeef gekommen ist. Keiner in unserer Familie war je ein großer Versteher. Wir machten einfach. Und Vater hat uns zu kompromisslosen Feinschmeckern gemacht.

Wahrscheinlich besorgte er alles, wenn er von der Arbeit kam, damals, als er noch arbeitete. Er begrub acht Stunden lang fremde Menschen, aß zwischendurch mit ehrlichem Schaudern einen Eintopf in der Friedhofskantine und zog um siebzehn Uhr los, um Zutaten für ein richtiges Essen aufzutreiben. Und zu Hause hat er dann gekocht.

Als die DDR verschwand, baute die Stadt als Allererstes ein neues Krematorium. Die Menschen starben weiter, aber Vater war überflüssig geworden wie das alte System. Ihm fehlte das Geld, außer Haus zu gehen. Und der Grund. Also blieb er zu Hause.

Ich rede eine fremde Sprache.

Nach der Wende waren wir alle noch einmal draußen. Wir standen an einem ungemütlich grauen Januarmorgen irgendwo im Westen und warteten auf das Begrüßungsgeld. Die Schlange war lang, und wir wussten alle, was Vater dachte: Wenn es bloß reicht. Wenn jetzt bloß keine Angestellte in der Tür erscheint und eine Kette vorhängt. Und der murrenden Menge ein »Is alle.« hinwirft. Ohne jemanden anzugucken. Ohne wirklich beteiligt zu sein. Ein Rädchen im Getriebe, das für eine Weile stillsteht, weil das System mit Wichtigerem beschäftigt ist.

Die Angestellte blieb brav und kühl hinter ihrem Schalter, ließ sich von jedem von uns den Ausweis zeigen und zählte ihm das Westgeld vor. Draußen sammelte Vater das wertvolle Papier von seiner Familie ein und steckte es in sein braunes Portmonee. Wir schritten vorsichtig über die fremden Straßen, sahen fremde Schaufensterpuppen mit starren, blinden Augen und fremdländische Früchte auf einem Wochenmarkt. Wir wären nicht einmal auf die Idee gekommen, für unser Geld etwas zu kaufen. Einen Kaffee die Eltern. Eine Tafel Schokolade die Kinder. Erst als wir wieder zu Hause um den Küchentisch herumsaßen und Mutter vorsichtig die Scheine glättete, atmeten wir auf.

Vater hatte sich an den Herd verzogen. Er arbeitete schweigend, mit einer Art stiller, trauriger Wut. Ihm hatte nie jemand Geld geschenkt. Und schon gar kein Westgeld. Zornig und hilflos zugleich rührte er in dem blauschwarzen Kessel, der immer ganz besondere Suppen versprach und den wir Kinder liebten, seit wir das erste Mal an ihm riechen durften. Vater kochte an diesem Tag seinen legendären Feuertopf. Der Duft frisch gekochter Peperoni eilte durch unser Haus und stieg uns zu Kopf, noch bevor wir die Suppe probiert hatten. Sie war köstlich und gleichzeitig unvollkommen. Irgendwas stimmte nicht.

Arne, unser Durchblicker, fragte sachlich:

»Geklaut, die Peperoni?«

Vater strafte ihn, indem er ungerührt weiterlöffelte. Kein scharfer Blick, keine Rüge. Das war ungewöhnlich. Als Mutter ihn ebenfalls anschaute und sich keiner unserer Löffel mehr bewegte, blickte er endlich auf. Totenstille. Dann schob Vater seinen Stuhl mit einem hässlichen Scharren vom Tisch, nahm verächtlich seinen Teller und goss die Suppe in den Ausguss. Später habe ich von Mutter gehört, dass Vater sich im Westen nach einer Peperonischote gebückt hatte, die unter einen der Markttische gefallen war. Wir bewunderten da wohl gerade sonnenrote Tomaten und Pampelmusen in sattem Orange. Ein Mann mit neunhundert Westmark in der Tasche bückt sich heimlich nach einer getrockneten Schote. Uns war klar, dass ihn nun niemand mehr aus dem Haus bekommen würde. Höchstens seine Kollegen einmal, aber auch dann nur mit den Füßen voran.

Ich soll gezielt den Schwächsten ansprechen.

Aber es gibt keinen Schwächsten. Alle haben Angst. Und jeder auf seine Weise.

Mutter wusste immer genau, wie sie uns die Angst nehmen konnte. Sie wusste, wem sie sanft über den Kopf streichen musste, wen sie zu sich unter ihr langes, weiches Haar ziehen musste und auch, wer nur einen leichten, unverbindlichen Scherz brauchte, um weitermachen zu können.

Vaters Methode war eine andere: Er hatte jedem Kind ein Gericht gewidmet und kochte das bei Bedarf. Dieses Essen

sagte über jedes seiner Kinder genau das aus, was man über es wissen musste, konkret wie ein Indianername. Ich bekam die Seemannssuppe, von der Vater behauptete, mit ihr im Magen und einer ordentlichen Portion Charakter könne man jedes Schiff dieser Welt steuern. Matthias' Gericht war eine fast schon künstlerisch gegrillte Fasanenbrust in Brombeer-Brandy. Gerda-Marie bedachte Vater mit einer überwältigend duftenden Fenchelcreme, während ihm für Lisbeth eher eine dunkle, aromatische Consommé anjou passend erschien. Für Willy briet er Honig-Zitronen-Steaks und für Arno ein saftiges Roastbeef in einer Kräutermischung und – ja, tatsächlich – Club Cola. Paulinchen schließlich bekam die Goldene Pekingsuppe, die leicht und plätschernd aus der Kelle auf die Teller hüpfte und mit den Löffeln kokettierte; ein vergnügtes Gericht und viel, viel mehr als nur eine Suppe.

Bewunderten wir Vater früher für seine Kochkünste, so bewunderten wir ihn nun auch für sein Vermögen, aus nichts die herrlichsten Sachen zu kochen. Mutter holte einmal im Monat die Sozialhilfe ab, für Vater wäre das zu peinlich gewesen. Und wir blieben zu Hause, bauten Gemüse an, kümmerten uns um die Hühner und ließen uns nur in der Schule blicken, wenn es gar nicht anders ging.

Ich war die Einzige, die noch hinausgeschickt wurde. Vater wollte, dass sein ältestes Kind Koch werden würde. Ich lernte auf der Berufsschule vor allem Küchenhierarchie und Fleischkunde. Und das Kochen für Großküchen. Vater konnte ich nichts davon erzählen. Es hätte ihn enttäuscht. Und aufhören konnte ich auch nicht.

Gut war, dass ich am Wochenende Essen mit nach Hause bringen konnte. Wir konnten es brauchen.

An einem Sonntag, als er schon sehr krank war, ist Vater mit mir nach draußen gegangen und hat die Seerosen vom Teich gefischt. Bis dahin wusste ich nicht, dass dieses kleine, fast kreisrunde Gewässer mit den verschilften Ufern zu mehr nützlich sein könnte als zu gelegentlichem Angeln. Und selbst dabei hatte es nur selten etwas hergegeben, in keinem Fall mehr als unterentwickelte, vom Sauerstoffmangel gezeichnete Plötzen, reich an Gräten, arm an Fleisch.